



Manfred Böckl

DER HEXENSTEIN

Absturz ins Reich der
dämonischen Finsternis

Roman

SüdOst Verlag

Manfred Böckl

Der Hexenstein



Manfred Böckl

DER HEXENSTEIN

Absturz ins Reich der
dämonischen Finsternis

Roman

SüdOst Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-95587-714-9

4. Auflage 2018

ISBN 978-3-95587-714-9

Alle Rechte vorbehalten!

© 2018 SüdOst Verlag in der Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regenstauf

www.gietl-verlag.de

Abbildungsnachweis: fotolia.com: javarman;

123RF.com: cassinga, ig0rzh, niserin



INHALT

- Die Teufelsbraut ♦ 7
Der Neidberger ♦ 18
Der Hexenstein ♦ 34
Das Runde Häusl ♦ 49
Der Mönch ♦ 64
Der Exorzismus ♦ 78
Das Satansgold ♦ 93
Die Wetterfichte ♦ 108
Die schwarze Salbe ♦ 121
Die Denunziation ♦ 134
Der Drache ♦ 151
Die Feuersbrunst ♦ 162
Das Tribunal ♦ 179
Die Hintergründe ♦ 196
Der Scheiterhaufen ♦ 209
Nachwort ♦ 222



»DÄMONEN HABEN DEN
ABSCHÉULICHEN FELSÉN GEPFLANZT ...

JEDER CHRISTENMENSCH MUSS
SICH HÜTEN VOR IHM ...

SONST KRALLEN DIE IM ALTEN GRUND LAUERNDEN
UNHOLDEN IHM IHRE FÄNGE INS FLEISCH ...

UND FRESSEN UND FETZEN IHM
DIE SEELE AUS DEM LEIB ...«

DIE TEUFELSBRAUT

Herbst 1681

Widernatürlich früh war die Abenddämmerung hereingebrochen; seitdem fegte die Wilde Jagd durch das abgelegene Tal tief im Herzen des großen bayerisch-böhmischen Waldgebirges. Der seltsam dämpfige Sturm ließ das Wasserrad der Einöd-Mühle grob in seinen Verankerungen knarren, wühlte in den Stroh- und Schindeldächern der umstehenden Gebäude, peitschte unter heulendem Klagen und dann wieder gefährlichem Röhren die Wipfel der Hofbäume gegen die Firste.

Im Stall brachte das Unwetter die Laterne auf gespenstische Weise zum Tanzen. Wie Geisterfinger huschten die irrlichternden Schatten über die Gestalt der Viehmagd hin. Geduckt, ängstlich zusammengekrümmt, kauerte sie im Dung zwischen den Rindern: mühte sich mit zitternden Händen ab, die hölzerne Milchbütte zu füllen. Doch dann, als das Toben der teuflischen Reiter draußen jäh beklemmend nahe kam und direkt über den Stall hereinzubrechen schien, bockte die große rote Kuh in Panik und schleuderte die junge Frau gegen die Wand. Der Kübel kippte um, die fahle Farbe der Milch mischte sich mit dem dunklen Seim der Jauche.

Im selben Moment ließ ein hereinauchender Luftzug die Stalltür aufschmettern. Die Magd, betäubt vom Sturz, sah das Geschehen wie durch pludernde Schleier – und aus diesem Wabern und Schlieren gebar sich jetzt das Dämonische aus: die luziferische Fratze.

„Nein!“, heulte die Frau auf. „Steht mir bei, ihr guten Geister, ihr Heiligen!“ Sie erinnerte sich der kirchlichen Beschwörungsformel und kreischte verballhornt: „Appacke Sattan!“

Aber die satanische Kreatur wich nicht zurück; der erstickte Schrei ging unter im gierigen Anspruch des Bösen. Wieder bockte die Rote und stampfte wild um sich; gleich darauf hatten die haarigen, grausam zupackenden Klauen des ungleich gefährlicheren Wesens das junge Weib in die Futterraufe gezwungen; mit dem nächsten Herzschlag fiel der Dämon zähnefletschend über die Viehmagd her.

Die Hauer und Krallen missbrauchten ihr Fleisch: ihre Brüste im zerfetzten Mieder und fast unmittelbar darauf ihren zuckenden und sich bäumenden Schoß. Sie schrie schrill auf, als dort unten der reißende Schmerz in sie drang und das Glied, das wie ein eisiges Messer war, sie schändete.

Sie wand sich hektisch, trat verzweifelt um sich, versuchte, das Grauenhafte abzuwerfen – doch der finstere Schatten war unendlich stärker. Sie war vor allem deswegen so hilflos gegen ihn, weil diese lähmenden schwarzen Nebel von ihm ausströmten; diese Pfuhlklebrigkeit, die ihr die Seele gleich einem geschockten Tier bannte. Und deswegen erstarrte sie zuletzt unter dem wilden Ansturm dieses von der Finsternis ausgebornen Wesens. Ihr Denken und Empfinden verwich, nur die pfuhligen Nebel waren noch existent: die höllengebo-rene Aura, die jetzt in einem blasphemischen Rhythmus um sie pulste und sie durchströmte wie Schlangen- oder Spinnengift.

Erst als der Luziferische sich – scheinbar nach einer Ewigkeit – keckernd und drohend wieder von ihr löste, zerfaserte auch das über ihr lastende widergöttliche Gespinst. Wie im Tiefsten vernichtet, brach sie aus dem vom Dämon über sie geschlagenen Kokon aus. Sie taumelte hoch; sah die blutenden Male an ihrem Leib, die ihr bewiesen, dass die Heimsuchung kein Wahn, sondern beklemmende Realität gewesen war. Und neuerlich mischte sich ihr schriller, entsetzter Schrei mit dem Toben der Wilden Jagd draußen.



„Still, Mariann! Nicht ankämpfen dagegen! Es hilft dir nichts, wenn du brüllst wie am Spieß! Dir in deiner Angst die Lippen blutig beißt! Ruhig sein, langsam atmen! Hast's doch oft genug bei den Kühen im Stall gesehen, wie's geht ...“

Mit hornigen Fingern massierte die Waldfrau den schweißgebadeten Leib der Marianne Dickh, die sich nach der Wehe in Panik auf dem Strohsack krümmte. Die flackernden Kienspäne an den Balkenwänden der Gesindekammer malten bizarre Muster über den halbnackten Körper der Stallmagd. „Die Tiere verkrampfen sich auch nicht, wenn ihre Stunde gekommen ist“, setzte die ältere Frau hinzu. „Musst dir's nicht schwerer machen als sie! Bist ein junges, gesundes Weib! Brauchst dich vor gar nichts zu fürchten ...“

Gequält stöhnte die Gebärende auf. Stöhnte, ganz wie vor neun Monaten, verzweifelt an gegen das satanische Gespinnst, das ihr auch jetzt wieder die Seele abwürgen wollte. Die Worte der Wehmutter waren lediglich wie weit entferntes Sturmpludern an die Schranken ihres Bewusstseins gedrungen. Viel stärker waren erneut das Grauen und die fürchterliche Erinnerung an die dämonische Fratze; hinzu kam, ebenfalls ganz wie damals, das eisige Messern in ihrem Schoß. Und deswegen brach es jetzt aus ihr heraus: „Sterben werd' ich ... Verrecken, weil ich's mit dem Teufel getrieben hab' ... Genau vor einem dreiviertel Jahr ...“

„Um Gotteswillen, Mariann!“ Die eben noch beherrschte Stimme der Waldfrau klang nun ängstlich zischelnd. „Der Wahn einer Kreißenden ist's, der dir das eingibt! Bist keine Teufelsbuhlin! Wie kommst du darauf, dass du's mit dem Satan getrieben hättest?! Höchstens, dass der Leibhaftige dir das jetzt einzureden versucht ...“

Sie bekreuzigte sich; raunte, nahe am Ohr der Viehmagd jetzt: „Der Leibhaftige gibt dir's ein, weil er dich auf den Scheiterhaufen treiben will! Als eine Hexe! Samt deinem unschuldigen Balg! Und

schreist du's weiterhin heraus und hören es die Falschen, der Müller oder sein Weib etwa oder gar der Pfarrer, dann könnte es wahrhaftig noch so weit kommen! Also, sei still, Mariann! Und tu' einfach das, was dir aufgegeben ist! Bring das Kind zur Welt, auch wenn's ein lediges Balg ist! Ist trotzdem zu schade für den Scheiterhaufen, und du auch ...“

Der Schock und dazu die Furcht in der Stimme der anderen Frau holten die Viehmagd in die Wirklichkeit zurück. Die pfuhlige Umstrickung wich endgültig von ihr. „Ich hab' nichts gesagt – und du hast nichts gehört, ja?!“ keuchte Marianne Dickh. „Schwör's mir bei deiner ewigen Seligkeit!“

„Von mir erfährt keiner was ... Ich hab's im Wald gelernt, das Maul zu halten ... Wenn man dort als Kräuterweib in der Hütte lebt und nicht vorsichtig ist, kommt man allzu schnell ins Gerede ... Kannst dich auf mich verlassen ...“, murmelte die Wehmutter.

Sie wandte sich, während die Gebärende mit verkniffenen Lippen nickte, der Fensterluke zwischen den Balken der Kammerwand zu; in dem schwarzen Viereck malte sich die kaum wahrnehmbare Ahnung eines lichterens Scheins. „Der Tag will kommen“, sagte sie. „Und mit dem Tag kommt dein Kind. Glaub mir's nur. Trotzdem gebe ich dir jetzt noch einmal den Sud, damit du's leichter hast ...“

Weicher Duft von Lavendel und Kamille mischte sich mit dem strengeren von wildem Thymian, Fenchel und Mohn, als die Alte den Pfropfen aus der Tonflasche zog und die Flüssigkeit in die Holzschale gluckern ließ. Mit zittrigen Händen griff die Kreißende zu, die Wehmutter unterstützte sie beim Schlürfen; wenig später entspannte der aufgewölbte Leib der jungen Frau sich.

„Siehst du, die Kräuter helfen immer; darfst dich bloß nicht gegen sie wehren“, mahnte die Alte. „Und jetzt lass ganz einfach die nächste Wehe kommen ... Ruhig atmen und Kraft sammeln ... Und dann mitgehen mit der Welle in deinem Leib ... Mitgehen, statt dass du dich dagegen aufbäumst ...“

Nicht aufbäumen ...?, dachte die Gebärende benommen. Aber ich hab' mich doch aufbäumen müssen gegen den Teufel ... Hab' doch mindestens das versuchen müssen ... Wenn der Herrgott schon das andere zugelassen hat ...

Noch einmal wollte die Erinnerung an das Gotteslästerliche sie übermannen – doch im nächsten Augenblick schwemmte der erneute schmerzliche Ansturm in ihrem Schoß all ihr Denken hinweg. Jetzt – und es war beinahe wie eine Gnade – zählte nur noch das Überwinden der unsäglichen körperlichen Pein. Der einen Pein und dann der nächsten; wieder und wieder in immer schnellerer Folge. Schier endlos, bis der viereckige Rahmen inmitten der Wandbalken scharf gegen das wässrige Rot draußen abstach und das Reißen im Leib der Kreißenden völlig unerträglich wurde. Dermaßen unerträglich, dass sie wie ohnmächtig auf den durchfeuchteten Strohsack zurückfiel, sich dabei in ihrer Qual unbewusst die eigenen Fäuste wund biss. Ehe ihr aber die Sinne völlig schwanden, spürte sie, wie der Schmerz sich urplötzlich teilte; sie ahnte auch, dass die erfahrenen Hände der Waldfrau zugriffen. Gleich darauf ebte die Pein völlig ab; nur ein tiefes, warmes Gefühl der Erlösung blieb.

Eine Weile später, nach dem dünnen Plärren und dem Wasserplätschern, drang die Stimme der Alten durch die schmelzende Dunkelheit: „Es ist ein Mädchen, Mariann! Ein gesundes Wurm mit geraden Gliedern ...“

Ehe die Mutter noch fragen konnte, setzte die Kräuterkundige flüsternd hinzu: „Und keine Spur von einem Teufelsmal ...“

„Kein schwarzes Geschwür?! Kein Blutknoten?! Auch sonst kein Malefizzeichen?! Wirklich nichts?!“, brach es aus der jungen Frau heraus

„Kannst es selbst nachprüfen!“, beharrte die andere. „Musst dein Kind nur zu dir nehmen ...“

Ihre Schwäche überwindend, griff Marianne Dickh zu und zog den Säugling an ihre Brust. Als sie das verschrumpelte und dennoch so makellose Körperchen küsste, dachte sie nicht mehr an die grauen-

volle Finsternis jener Nacht und den Dämon, der aus dem Sturm-
brausen heraus über sie hergefallen war. Denn jetzt zählte allein
noch das unschuldige Bündel Leben in ihren Armen.



„Und du willst den Kindsvater nicht angeben?! Auch wenn ich dich
in meiner Eigenschaft als Priester der heiligen katholischen Kirche
ausdrücklich dazu ermahne?!“ Missbilligung und Verachtung
schwangen allzu deutlich in der Stimme des Dorfpfarrers mit.

Marianne Dickh, die ihre mittlerweile vier Wochen alte Tochter
ganz allein den weiten Weg von der Einöde zur Kirche geschleppt
hatte, schüttelte trotzig den Kopf. „Ich hab’s Euch vorhin schon ge-
sagt, Hochwürden! Es geht keinen was an! Ich will nicht ins Gerede
kommen dadurch, dass ich den ... Vater benenne!“

„Dann eben nicht!“, raunzte der Pfarrer. „Dann treib’ die Hurerei
halt weiter und rede dir ein, dass der Herrgott es dir und deinen Bö-
cken einfach so durchgehen lässt! Wirst deine Strafe schon noch be-
kommen; wenn nicht im Diesseits, dann in der Ewigkeit ...“

Er wandte sich schroff ab, schlug das Kirchenbuch auf, saugte am
Gänsekiel, tunkte die Feder ins Tintenfass und schrieb, die einzelnen
Satzfetzen schmallippig mitmurmelnd: „Anno Domini 1680, den 29.
Novembrii ... Allhier in der Kirche zu Ringolay, Fürstbischöfliches
Pflegamt Perlesreuth, Kurfürstentum Bayern ... Wird vom Kuraten
getauft das Kind der ledigen Viehmagd Maria-Anna Dickhin ... Von
der Haindlmühle in der Einöd ... Auf den Namen Afram ... Wird ge-
nannt Afra Dickhin, gleich der Mutter ... Indem die Maria-Anna
Dickhin sich weigert, den Namen des Kindsvaters anzugeben ...“

Der Sand rieselte aufs Pergament; mit wütender Gebärde fegte die
Hand des Priesters darüber hin. Das Wickelkind in Mariannes Armen
zuckte bei dem harsch kratzenden Geräusch zusammen und begann

zu greinen. Es plärrte noch lauter, als der Dorfpfarrer das Sakrament vollzog: hastig und lieblos.

Sofort danach verlangte der Priester von Ringolay seinen weltlichen Lohn: einen vollen Gulden Taufgeld. Die Viehmagd, die im ganzen Jahr mit nicht mehr als der vierfachen Summe abg gespeist wurde, schien dennoch erleichtert, als sie die abgegriffenen Münzen neben das Taufbuch auf dem Betpult klirren ließ. Den wimmernden Säugling wieder im Umschlagtuch, verließ sie die Kirche sodann wie auf der Flucht; warf lediglich noch ein klägliches „Vergelt’s Gott, Hochwürden!“ über die Schulter zurück.

„Sich mit den Knechten oder gar den Bauern im Stroh wälzen und dann mit der Sündenfrucht zu uns geschlichen kommen, damit wir wenigstens das Wurm wieder christlich machen – pfui Teufel!“; raunzte der Pfarrherr hinter ihr her und bekreuzigte sich.

Dann erinnerte er sich an das Taufgeld, sackte es ein und setzte, während die Gestalt draußen vom Nebel verschluckt wurde, murmelnd hinzu: „Als ob die eigentliche Sünde damit aus der Welt geschafft wäre! Außer wenn die göttliche Gerechtigkeit letztlich dafür sorgt. Weil sie ihre Leibesfrucht verkommen lassen, die Teufelsbräute. Und weil deswegen sowieso höchstens eins von drei solchen Hurenbälgern das erste Jahr überlebt ...“



Afra, die unehelich geborene Tochter der Viehmagd Marianne Dickh, erlebte nicht nur ihr erstes Jahr, sondern auch die folgenden. Verbissen kämpfte die Mutter für das Daseinsrecht des mageren Mädchens mit den seltsam fahlen graugrünen Augen und dem dazu kontrastierenden rabenschwarzen Haar. Vor allem diese ungebändigte, ebenholzfarbene Mähne des Bankerts ließ bei so manchem Hämischen im Waldtal zwischen Ringolay und Perlesreuth den Verdacht aufkom-

men, der Vater des Kindes müsse ein Welscher gewesen sein: ein Italiener oder Spanier.

Der eine oder andere besonders Misstrauische wollte sogar noch Schlimmeres wissen; immer wieder, diese ersten Lebensjahre der Afra Dickh hindurch, wurde in den Spinnstuben oder den Wirtshäusern abergläubisch gemunkelt. Es sei schließlich bekannt, so hieß es, dass es auf den Mühlen nicht mit rechten Dingen zugehe; die bösen Geister würden in solchen Anwesen nächstens durch die Türlöcher hinein- und durch den Rauchfang wieder ausfahren. Der Leibhaftige selbst mache sich oft genug einen bösen Scherz daraus, das von den Bauern mühsam geerntete Korn unterm Mahlstein belialisch hinschwenden zu lassen, so dass von drei Sack Hafer dank des Finsteren zuletzt kaum ein einziger Sack Mehl bleibe. Und, so die Kleinbauern und Hörigen weiter, wenn der Teufel schon nicht vor dem Getreide zurückscheue, dann desto weniger vor den Röcken der leichtsinnigen Dirnen; an der Mariann und ihrem Wechselbalg könne man's zweifellos sehen: das höllenschwarze Haar und dazu die fahlen Augen des Bankerts seien doch ohne Frage die gotteslästerlichen Zeichen dafür.

Auch in der Einöde selbst wurden die Lästerzungen gewetzt; die Müllerin war hier die treibende Kraft. Wieder und wieder, wenn das ewige Knarren und Poltern des Wasserrades ihr einmal mehr zur Tortur wurde, brach der Hass gegen die Viehmagd aus ihr heraus: „Satanhur', du! Gleich hätten wir's erkennen müssen, dass dir der Leibhaftige im Genick hockt, wie du damals aufgetaucht bist. Aus dem Wald heraus, abgerissen wie eine wildernde Katz'. Und hast nichts über dich sagen wollen. Bloß dass du irgendwo aus dem Böhmischen kommst, das haben wir rausgekriegt aus dir. Aus dem Böhmischen, wo die hussitischen Ketzler daheim sind: die Teufelsanbeter und Mordbrenner! Von dort drüben hast du uns den Schwarzen hergelockt in den Schmalztobel, in unser gottesfürchtiges Tal. Nachgefahren ist er dir, ist mit der Wilden Jagd über die Mühl' gekommen. Und dann hast du's getrieben mit ihm, hast ihn bocken lassen auf dir: den

Gehörnten! Dass er dir den Wechselbalg macht, den unheiligen! Todsünderin, du!“

Immer die gleiche Tirade; jahrelang, nachdem das angebliche Teufelskind getauft worden war. Und fast nach jedem dieser Ausbrüche der unfruchtbaren und reizbaren Müllerin stießen noch am gleichen Abend in der Gesindestube auch die anderen nach: die beiden Mahlknechte und die Küchendirn; unbeweibt und unbemannt alle drei. Die triezten die Dickhin und stichelten so lange gegen sie, bis sie die steile Stiege zur Kammer unmittelbar unter dem Schindeldach hinaufstetete, wo auf dem Strohsack Afra lag: im Schlaf vor Hunger seibernd und mager wie ein kleines, ausgestoßenes Tier. Wie so oft schon schwor die Viehmagd sich und ihrem Kind dann, dass sie trotz allem beide überleben würden; sie, die Mutter, zumindest so lange, wie ihr Bankert sie brauchte.

Aus diesem Grund schlich Marianne häufig während der dunkelsten Nachtstunde gleich einer Diebin über den Hof und in den Stall; sie tat es, obwohl die Furcht und die Erinnerung an das Grauenhafte sie dabei manchmal wie Espenlaub zittern ließen. In der Dunkelheit drängte sie sich zwischen die dampfenden Leiber der Rinder, suchte ein Euter und molk in jagender Hast. War die Hornflasche gefüllt, huschte sie geduckt zurück ins Haus und brachte ihrem Kind die zusätzliche Nahrung. Gewissensbisse machte sie sich deswegen nicht; hatte freilich am nächsten Tag, wenn die betreffende Kuh weniger Milch als üblich gab, erneut die abergläubischen Anwürfe der Müllerin zu ertragen.

Böse Geister machte die Geizige dann dafür verantwortlich; keifte von unholden Weibern und Besenreiterinnen, welche in den Stall eingefahren seien: dort die Tiere verzaubert und die Euter verhext hätten. Und selbstverständlich jedes Mal wieder die infamen Anschuldigungen gegenüber der Viehmagd: „Du hast uns die Satansbuhlen ans Anwesen gebannt! Todsünderin, du! Teufelsbraut!“

Marianne Dickh, wie üblich, schwieg dazu; nahm das Schimpfen und die Gemeinheiten hin, schüttelte die Erniedrigung so gut wie

möglich wieder ab. Manchmal auch, freilich nur selten, stellte sich der Müller zwischen die ledige Mutter und sein Weib. Er wies die Keifende zurecht und hielt ihr vor, dass ihr hemmungsloses Gerede am Ende noch ungleich größeres Unglück als ein paar verlorene Rahmbatzen über die Einöde bringen könne. Wenn etwa der Pfarrer von Ringolay auf das Gerede aufmerksam werde und durch den Priester die Obrigkeit ins Spiel käme: die fürstbischöflichen Schergen gar.

Erschrocken verstummte die Müllerin dann; ihr Gatte wiederum, dieser sonst meist so verschlossene, vierschrotige Klotz, konnte bei solchen Gelegenheiten unter Umständen sogar ein gutes Wort für die Viehmagd finden: ein paar Sätze über den Bankert mit ihr wechseln und nachdenklich nicken, wenn Marianne ihm versicherte, das Kind gedeihe, trotz allem.

Einmal geschah zwischen dem Hofherrn und der Stalldirne sogar etwas, was besser nicht ans Licht des Tages gekommen wäre. Wieder hatte die Dickhin heimlich die Hornflasche gefüllt und wollte durch die mitternächtlichen Schatten soeben zurück zu ihrer Kammer huschen, als der Müller plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor ihr stand und dabei jäh sein Windlicht aufblendete. Mit einem ersticken Schrei fuhr Marianne zurück, spürte mit dem nächsten Herzschlag die schwere, behaarte Hand des Mannes auf ihrem Mund, wollte in Panik zubeißen – und tat es letztlich dennoch nicht. Denn in sehr seltsamem, beinahe beschwörendem Tonfall flüsterte der Grobschlächtige ihr zu: „Musst nicht schreien, weil ... ich sag' nichts von dem, was du im Stall getrieben hast! Das ... was geschehen ist, bleibt unter uns, gell?!“ Und dann, während er die Zitternde nun unbeholfen in seinen Armen hielt: „Bring die Milch nur dem ... Mädels. Das Balg kann's brauchen, und der Mühl' tut's nicht weh ...“

Mit einem rauhen Laut brach der Satz ab; im nächsten Moment erlosch die Laterne, war die finstere Gestalt wie weggewischt. Und die Viehmagd, ohne dass sie das stoßende Schluchzen hätte unterdrücken können, rannte davon: zwischen die rauschenden Bäume, hinunter zum Bach. Erst dort fand sie ihre Beherrschung wieder, schlich

mit nassen Augen zurück ins Haus. Doch das Gefühl der Dankbarkeit, gegen das sie sich, im Hinblick auf die Notdurft Afras, nicht wehren konnte, quälte sie noch lange; quälte sie bis zum Morgengrauen.

Auch in den folgenden Jahren brach diese seelische Wunde immer wieder auf. Manchmal sagte sich Marianne Dickh insgeheim, dass die Müllerin wohl recht haben könne, wenn sie von dem bösen Bann keife, der über dem Haindl-Anwesen laste. Doch im Gegensatz zur Meinung der anderen Frau war vor allem sie selbst, die verachtete Magd, hilflos in dieses finstere Netz verstrickt. Weil sie für ihr Kind verantwortlich war und sie mit dem Bankert überall sonst von den Höfen gejagt worden wäre, blieb sie an die Einöd-Mühle gefesselt. Nur hier war ihr ein Quäntchen stets fragwürdigen Schutzes vergönnt, auch wenn die nun trotz ihrer Jugend rasch alternde Stalldirne lieber heute als morgen von hier geflohen wäre: weit weg aus der Gegend um Ringolay, wo die Menschen sie gebrandmarkt hatten und weiter brandmarken würden.

Manchmal träumte Marianne davon, den Ausbruch dennoch zu versuchen: nach Norden, wo hinter dem Grenzkamm des Waldgebirges die fruchtbaren böhmischen Herrschaften lagen. Vielleicht, so dachte sie in solch verzweifelten Stunden, gäbe es dort drüben ein anderes Tal; eines, in dem man nichts von meiner Vergangenheit wüsste. Einen Ort, wo man mich nicht länger leiden ließe für das, was ich in der Dunkelheit tat und nie wirklich begriffen habe ...

Aber es blieb bei diesem ärmlichen Traum; um Afras willen verweigerte ihre Mutter sich selbst den Versuch einer Erfüllung. Zumindest jedoch durfte sich Marianne Dickh, als ihre fahläugige und schwarzhaarige Tochter den sechsten und siebten Winter überstanden hatte, sagen, dass sie nun auch weiterhin gedeihen würde. Dies war für die Viehmagd ein Trost, der sie letztlich für alles andere entschädigte – auch dafür, dass sie selbst nun immer erschreckender spürte, wie sehr die ewigen Sorgen und Erniedrigungen sie mit ihren kaum dreißig Jahren tief drinnen ausgezehrt hatten.

DER NEIDBERGER

Spätwinter bis Frühjahr 1699

Ganz allein hatte Marianne Dickh ihr Balg einst von der Einöde zur Kirche in Ringolay getragen. Jetzt, etwas mehr als siebzehn Jahre später, spielte sich ein völlig anderer sakraler Akt unter ganz ähnlich ärmlichen Umständen ab. Allein und frierend stand Afra vor der offenen Grube, auf deren Grund in der lieblos gehobelten Bretterkiste der Leichnam ihrer erschreckend früh verstorbenen Mutter lag.

Die Schwarzhaarige, immer noch mager, doch körperlich mittlerweile fast ausgereift, schien von den wenigen anderen Begräbnisgehern absichtlich gemieden zu werden. Das halbe Dutzend der Zaungäste – Betschwestern vor allem, dazu der Totengräber sowie ein Ange-trunkener, den die Neugierde vom nahen Wirtshaus hergelockt hatte – hielt sich deutlich abseits der Trauernden: ballte sich zwischen Grube und Friedhofskapelle zusammen. Der Pfarrer wiederum, greisenhaft inzwischen, hatte sich seinen Platz wie verängstigt am jenseitigen Rand der Armengrabstätte nahe der Kirchhofsmauer gesucht; gleichsam als wolle er das dürftige Holzkreuz, das vorerst im Erdhügel gleich neben ihm steckte, als Schutz vor der Fahläugigen nutzen.

Jetzt, als der Priester krächzend das Seelengebet anstimmte, zuckte Afra Dickh zusammen. Ihr Körper krümmte sich jäh ein unterm dünnen Heranflirren der vom bitterkalten Wind getriebenen Schneekristalle. Doch nicht nur der beißende Januarfrost, sondern auch die verzerrten, vom fauchenden Luftzug zerriebenen lateinischen Satz-fetzen schockten sichtlich die Tochter der Toten. Schockten sie offen-

bar dermaßen, dass ihr Leib im abgetragenen Umhang beinahe widernatürlich angespannt blieb bis zum Schluss; dass ihre Augen auf ebenso unnatürliche Weise trocken blieben, bis der Pfarrer sein Gebet mit einem hastigen „Requiescat in pace!“ schloss.

„In Ewigkeit Amen“, klang von der Kapellenseite her das halbdutzendfache Echo herüber.

Gleichzeitig fiel, ebenso unvermittelt wie sie eingetreten war, die Erstarrung vom Körper der jungen Frau ab. Afra tat einen stolpernden Schritt auf die Grube zu, griff nach der hölzernen Schaufel, mühte sich mit der halbgefrorenen Erde, schleuderte die Brocken beinahe wütend in die Tiefe. Ebenfalls fast wie wegwerfend ließ sie den dreifachen Guss des geweihten Wassers vom Rutenwedel sprühen, zerknirschte dabei ein Wort oder einen Namen zwischen den Zähnen, stand im nächsten Augenblick auf Tuchfühlung zum Priester: beinahe so, als hätte etwas sie hingehext. Einen wehen, abwehrenden Laut ausstoßend, wollte der Kleriker ausweichen, doch schon spürte er den Druck des eiskalten Gegenstandes auf seiner Haut und fühlte sich mit dem gleichen Lidschlag wie auf der storren Erde festgebannt.

„Euer Lohn dafür, Hochwürden, dass Ihr Euch nicht einmal in ihrem Leben um sie gekümmert habt!“, vernahm er die zischelnde Stimme der Schwarzhaarigen. „Und auch dafür“, das scharfe Flüstern schlug in ein kurzes, krampfhaftes Aufschluchzen um, „dass es Euch gleichgültig war, wer sie ins Unglück gebracht hat! Sie samt ihrem vaterlosen Balg ...“

Das Eiskalte schien ihm mitten ins Herz zu nadeln und mit dem gleichen jagenden Pulsschlag sein Denken zu lähmen – als er aus der Beklemmung, die wie ein Vorbote von etwas Endgültigem war, wieder zu sich kam, wurde ihm bewusst, dass die Fahläugige, die ihm den Gulden in die Hand gedrückt hatte, ihn offenbar schon vor einer ganzen Weile wieder von ihrer Gegenwart befreit hatte. Denn er sah den ärmlichen Umhang nun bereits über die Karrenfurchen draußen auf dem Dorfweg flattern, während die Leichengänger und der Totengräber verstört auf ihn starrten.

Bereits über 15.000 verkaufte Exemplare!

»BÖCKL BEWEIST, DASS ER HISTORISCHE
GESCHEHNISSE PACKEND UND VIRTUOS
NACHERZÄHLEN KANN.«

Süddeutsche Zeitung

Absturz ins Reich der dämonischen Finsternis

Anno 1699 in Süddeutschland. Auf fürstbischöflichem Territorium tut sich ein Abgrund auf: „Teufelsbuhlinnen“ brauen die verbotene Schwarze Salbe, treffen sich nachts bei einem Monolithen aus grauer Vorzeit, beschwören Dämonen und feiern Orgien über verschollenen Gräbern. Ihnen steht ein nicht weniger besessener Mönch gegenüber, dessen Herkunft von einem furchtbaren Geheimnis überschattet ist. Und zuletzt, als nach Hetzjagd und grauenhafter Folter die Hexenfeuer brennen, zeigt Satan sein wahres Gesicht.

Manfred Böckl zeichnet ein mitreißendes Szenario des barocken Lebens vor gut 300 Jahren: farbig, derb, schillernd – ein faszinierendes Gemälde jener Zeit der schärfsten Konfrontation zwischen blutsaugerischem Klerus und bis zum Weißbluten geknechteten Hörigen, die sich auf ihre Weise gegen die Unterdrückung zu wehren versuchen.

Der Roman basiert auf den erhaltenen Protokollen des Hexenprozesses von Ringelai/Perlesreut (Bayerischer Wald) und führt zu den heute noch existierenden Schauplätzen. Im Hotel Groß in Ringelai gibt es zudem ein Hexenmuseum, das sich auf die örtliche Hexenverfolgung bezieht.

Heimat
battenberg
gietl verlag

SüdOst Verlag

ist eine Marke der
Battenberg Gietl Verlag GmbH



9 783955 877149

13,90 € [D]